

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 91 (1971)

**Artikel:** Johann Heinrich Fäsi, ein Vetter Pestalozzi : 1755-1830  
**Autor:** Imhoof, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985196>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

WALTER IMHOOF

# Johann Heinrich fäsi, ein Vetter Pestalozzis

(1755-1830)

## 1. *Die Familie*

In seinem Romanfragment »Sieben Tage bei Pfarrer Samuel« erzählt Pestalozzi von einem Besuch am linken Zürichseeufer, wo sein Onkel in Thalwil als Pfarrer wirkte: »Ich verliess jez die Wirthsstuben sogleich und gieng sogleich einen Rebhügel hinauf gegen das Pfarrhaus. In der Mitte des Hügels by einem Stein lag der ganze Zürichsee vor meinen Füssen.« Mit Wehmut denkt Pestalozzi an Zürichs grosse Vergangenheit, besonders an die sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts, »wo Liebe zur Freiheit mit Kunstfleiss, Gelehrsamkeit und Sitten vereinigt einen neuen Spillraum suchte, wo das Vatterland zum letzten Mal einen höhren Schwung suchte und nicht fand. Ach, es erlag im Streben nach dem schönen Traum, der ihns errettet hette... Ich war jez by dem Anblick des Zürichsees und meiner Statt mehr als je über das Unglück diser Jahre gebogen. Ich sass auf einen grossen Stein ab, neben dem ich stand. Meine Trehnen flossen, es war mir, ich möchte Statt und Land in meine Arme fassen und mit ihnen benezen ..... Ach, der Vatter war mir frühe gestorben, ich erinnere mich nicht, dass ich für ihn gebetet habe, aber für meine liebe Mutter, meinen lieben Bruder, meinen lieben Grossvater, meine lieben *Onclen* und *Tanten*, mein Vatterland und alle gute Menschen betete ich allemahl herzlich ... Aber alles war hin, Mutter, Bruder, Grossvater und *Onclen* und *Tanten*.«<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Sämtl. Werke Bd. 13 (Berlin 1932), S. 58 ff.

Der Onkel, an den Pestalozzi beim Pfarrhaus Thalwil ganz besonders denken musste, war Pfarrer Johannes Fäsi (1718–1775), der eine Schwester von Pestalozzis Vater geheiratet hatte.<sup>2</sup> Er entstammte dem bekannten Zürcher Geschlecht, das ursprünglich in Embrach beheimatet war. Wegen seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Kappel wurde dann Jörg Fäsi das Bürgerrecht der Stadt am 18. Januar 1532 geschenkt. Pfarrer Johann Fäsi gehörte zu einer Linie, bei der sich der Pfarrerberuf während 300 Jahren ununterbrochen vom Vater auf den Sohn vererbte. Der erste dieser stattlichen Reihe von Theologen war Jörgs Sohn Oswald Fäsi (1530–1592).

Beinah wäre mit Oswalds Enkel Hans Jakob (1624–1666) die Linie ausgestorben. Dieser wanderte nach Deutschland aus und wirkte als Pfarrer zu Bretten, Hassloch und Freinsheim in der Pfalz. Wegen der konfessionellen Gleichheit bestanden gerade im 17. Jahrhundert lebhafte Beziehungen zwischen Zürich und diesem Teile des Reiches. Dort wurde er mit seiner Frau und fünf Kindern von der Pest dahingerafft. Einzig der Sohn Hans Heinrich überlebte das Sterben.<sup>3</sup> Er kehrte in die Schweiz zurück und wurde Pfarrer in Niederurnen und später Dekan in Hedingen. Als theologischer Schriftsteller hat er sich einen Namen gemacht. Er ist der Grossvater von Pestalozzis Onkel.

Johann Fäsi wurde 1739 ordiniert. In den vierziger Jahren wirkte er als Informator in Wetzikon. Seit 1752 war er als Pfarrer in Thalwil tätig. Man hat ihm auch das Amt eines Notars (das heisst Aktuars) im Zürichsee-Kapitel übertragen. An ihn erinnert folgende Grabschrift: »Herr Johannes Fäsi, 23 Jahre lang gewesener getreuer Seelsorger der Gemeinde Thalweil und Notarius E(iner) E(hrwürdigen) Zürichsee-Classe, starb den 4. November 1775, aet. 58 Jahre.

<sup>2</sup> Onkel Fäsi wird in einem in Zürich verfassten Brautbrief Pestalozzis aus dem Jahre 1769 erwähnt: «Ouncle von Tallweil ist zufeliger Weise auch hier.» (Sämtl. Briefe Bd. 2, Zürich 1946, S. 162).

<sup>3</sup> In einem lateinischen Gedicht gedenkt er dieses Ereignisses. Es beginnt mit dem Hexameter: «Hasloci natus, Frenshemi peste laborans.» Vgl. Stammbuch des Geschlechts Fäsi in Zürich, aus Documenten und öffentlichen Registern gesammelt und fortgesetzt von Salomon Hess, Pfarrer am St. Peter in Zürich und Kirchenrat, 1830 (Handschrift im Besitz des Verfassers), S. 194. – Über die Beziehungen Zürichs zur Pfalz im 17. Jahrhundert vgl. die Arbeit von Hermann Schulthess «Eine Schweizer Leibgarde in der Pfalz 1657/58» (Zürcher Taschenbuch 1944, S. 49): «Seit der Reformation hatte vor allem Zürich einen grossen Beitrag zur Heranbildung von Geistlichen der Pfälzer Kirche geliefert. Angehörige des Zürcher Ministeriums verwalteten auch auf Jahre oder Jahrzehnte Gemeinden in diesem deutschen Lande.»

Hier ruht ein Mann, der Gott und Menschen liebte,  
Der ächtes Christenthum mit Lust ausübte,  
Ein treuer Lehrer seiner Zeit.  
Ach, allzufrüh bist Du von uns gegangen!  
Nach jenem Ort geh immer mein Verlangen,  
Wo ewig Deine Seele bleibt.«<sup>4</sup>

Im Jahre seines Amtsantritts in Thalwil hatte Pfarrer Fäsi Dorothea Pestalozzi geheiratet, eine Tochter des Pfarrers Andreas Pestalozzi in Höngg, dessen Enkel der grosse Pädagoge war. Diese Tante des berühmten Zürchers starb am 7. November 1759 im Alter von erst 37 Jahren. Man kann sich gut vorstellen, wie der junge Pestalozzi das ihm vertraute Pfarrhaus Thalwil aufsuchte und mit seinem um neun Jahre jüngeren Vetter Heinrich Fäsi zusammen kam.

Pestalozzi hat seinem Onkel in der oben erwähnten Schrift »Sieben Tage bei Pfarrer Samuel« ein Denkmal gesetzt. Hier wird erzählt, wie einem Reisenden in der Gegend von Thalwil die Brieftasche abhanden kommt. »Gehen Sie zum Pfarrer, er schafft Ihnen Ihre Tasche sicher wieder! ... Ich glaubte es nicht. Aber ein Pfarrer, von dem man das nur ahndet, muss ein Pfarrer syn, wie es wenige hat.« Und wirklich: der Entwender gibt die Brieftasche zurück! Die hohe Meinung, die wir von diesem Geistlichen bekommen, wird im Verlauf der Dichtung bestärkt. Wir begleiten den Pfarrer in die Hütte einer armen Frau, die mit ihren Kindern glücklich lebt, obschon diese tagsüber hinterm Spinnrad sitzen müssen. Die jüngste Vergangenheit, da die Schweiz internationaler Kriegsschauplatz gewesen, bildet den dunklen Hintergrund. Zu Brot in der Suppe langt's nicht mehr; denn »die blauen und die weissen Männer (Franzosen und Österreicher) haben uns das Brod genohmen.« Aber die Kinder finden ihre Mahlzeit trotzdem gut. Oder wir erfahren, wie der Pfarrer eine andere Mutter auf ihre Pflichten gegenüber ihrem wirtshausfreudigen Mann aufmerksam macht und dadurch der ganzen Familie wieder zum Glück verhilft. Und am Schluss bekommen wir den Brief eines bekehrten Sohnes zu lesen, dem in der Fremde, im Krieg, die Augen aufgegangen sind. »Saget dem Herrn Pfarrer, ich werde mich in meinem Leben an die leste Predigt erinnern, die ich von ihm gehört.« Am Ende dieses Schreibens an Eltern und Geschwister steht das typische Pestalozziwort: »Vatter und Mutter, bhüt mir Gott die

<sup>4</sup> Stammbuch, S. 198.

Wohnstuben! Wir armen Schweizer sind uns derselben so gewohnt, dass uns, wen sie daraus wegkommen, die Halben von uns Nichtsnütz werden, eh sie hundertmal ausser ihren vier Wänden übernacht sind.«<sup>5</sup> Johannes Fäsi hat zwar die »Freiheitswildschützerei«, von welcher in der Dichtung die Rede ist, nicht mehr erlebt. Trotzdem dürfen wir annehmen, dass Pestalozzi bei Pfarrer Samuel an ihn gedacht hat.

## 2. *Erstes Wirken in der Heimat*

Johann Heinrich Fäsi wurde am 28. Januar 1755 in Thalwil geboren. Auch er folgte der Familientradition und wurde im Todesjahr seines Vaters ordiniert. Er vikarisierte zu Oberhallau, war dann Informator beim Pfarrer in Flaach<sup>6</sup> und schliesslich noch Vikar bei Pfarrer Rahn in Sulgen. 1780 bekam er in Scherzingen im Thurgau seine eigene Gemeinde.

Er heiratete Anna Hofmeister (geb. 1756), eine Tochter des früheren Pfarrers zu Scherzingen. Drei der sechs Kinder des Ehepaars starben schon in jugendlichem Alter. Mit den drei andern wird sich das zweitletzte Kapitel dieser Arbeit befassen. Vom grossen Eifer des Vaters zeugt ein heute noch im Pfarrhaus Scherzingen erhaltener Band mit gewissenhaften Aufzeichnungen über seine seelsorgerische Tätigkeit. Sie hören mit 1785 auf.

Ein unerfreulicher Handel nimmt in diesem »Verzeichniss der merkwürdigsten Pastoral-Vorfälle« einen breiten Raum ein. Dieser ist in historischer und theologischer Beziehung nicht uninteressant.

Wenige Monate nach seinem Amtsantritt gab der Pfarrer unschuldigerweise Anlass zu einem Streit. Darüber lesen wir: »Ich hielt

<sup>5</sup> Sämtl. Werke, Bd. 13, S. 58, 71 und 81. – Hat beim mutterlosen Heinrich Fäsi das Heiligtum der «Wohnstube» gefehlt? Es ist nicht anzunehmen; denn schon vor Ablauf eines Jahres nach dem Tode von Heinrichs Mutter heiratete der Vater zum zweitenmal, und die Stiefmutter, eine geborene Anna Barbara Meyer, die selber keine Kinder bekam, konnte sich offenbar ganz der Erziehung der beiden Söhne aus erster Ehe widmen. Der Jüngere, Andreas (1759–1794), ergriff die militärische Laufbahn und weilte zur Ausbildung an der Akademie in Wien. Er trat später in holländische Dienste und verheiratete sich auch mit einer Holländerin. Leutnant Fäsi fiel im Treffen von Landrecies 1794. Seine Witwe lebte mit ihren beiden Kindern in Delft. Vgl. Emil Usteri in der Festschrift «Die Familie Faesi 1532–1932» (Zürich 1932), S. 24, wo auch ein Bild des jungen Offiziers wiedergegeben ist.

<sup>6</sup> Dieser Geistliche, Hans Conrad Fäsi (1727–1790), gehört wohl zur gleichen Familie, ist aber mit Heinrich Fäsi nicht näher verwandt. Von ihm stammt die bekannte «Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft».

nämlich, wie es vorher auch schon geschehen war, Sonntags, den 29. April (1781) eine Frühlingspredigt über Psalm 104, 30: „Du erneuerst die Gestalt der Erde ...“ und suchte meine Zuhörer auf die Schönheiten und Hoffnungen der Jahreszeit aufmerksam zu machen, um sie dadurch zur vernünftigen Verehrung Gottes zu ermuntern.“

Am Nachmittag kehrte Leutnant Spengler von Lengwil im Hirschen zu Kreuzlingen ein und verkündete dort: »Es sey eben nicht nöthig, von Dingen zu predigen, die jedermann wisse und der Bauer so gut oder besser als der Pfarrer verstehe. „Nicht wahr (indem er sich an jene wandte), man hätte den Pfarrer ab der Kanzel jagen sollen?“ – Erst viele Wochen später, am 11. Juli, wurden Fäsi diese Worte hinterbracht. Sie kränkten ihn tief. »Alles hätte ich eher vertragen können als den Ausdruck: „man hätte mich ab der Kanzel jagen sollen.“ Ich sah dieses für eine unerhörte Grobheit und impertinente Beleydigung an und glaubte mich um der Ehre meines Amtes willen verpflichtet, Satisfaktion zu suchen ... Immer gieng mir der Gedanke im Kopf herum: „Du bist allzusehr an deiner Amtsehre angegriffen, als dass du schweigen könntest; *einen Pfarrer ab der Kanzel jagen* will viel sagen, und das darf nur von dem gesagt werden, der durch notorische Vergehungen sich der Kanzel unwürdig gemacht hat. In welch nachtheiligem Licht erscheinst du vor so vielen, die dich so durchziehen hörten und es von Dorf zu Dorf verbreiteten? Und was werden deine Pfarrgenossen sich ins künftige gegen dir erlauben, wenn dieses ungeahndet hingeht?“

Leider wandte sich Fäsi in dieser Angelegenheit an den Berner Landvogt Fischer in Frauenfeld. Dieser haschte »mit geldhungriger Begierde« nach der Gelegenheit, »sein ökonomisches und moralisches Bedürfniss zu befriedigen, und schwatzte viel von dem, dass ihm sein Amt nicht gestatte, es ungestraft zu lassen, wenn die Ehre eines Pfarrers so sehr gekränkt werde, denn „Lucri bonus odor ex re qualibet“ (Der Geruch des Gewinns ist gut, woher dieser auch stamme, Juvenal). Diess wäre schon lange für die meisten Thurgäusischen Landvögte das schicklichste Motto gewesen. Nun wars einmal in seinen Händen, und auf keine Weise konnte ichs mehr zurückziehen, konnte nichts anders mehr thun, als den Fehlbaren zu gnädiger Strafe empfehlen, und der Landvogt konnte ihm thun, wie er wollte.“

Am folgenden Sonntag, dem 22. Juli, bekannte sich Fäsi ausdrücklich zur natürlichen Theologie, die auch in der Schöpfung eine Offen-

barung Gottes sieht, und versetzte, ganz im Sinne der Aufklärung, der »verstandlosen Abneigung gegen *Natur-Predigten*« einige Hiebe.

Nach drei Jahren wurde dieser Streit, wenigstens äusserlich, beigelegt und aufatmend notierte der Geistliche die Lehren, die er daraus gezogen hatte: »Aus dieser an Verdriesslichkeiten unbegreiflich reichen Vorfallenheit lernte ich allerhand nützliches und in meiner künftigen Amtsführung brauchbares, wobei ich das wesentlichste herzezen will: 1. Der Pfarrer predige, was er nach seinen besten Einsichten als Wahrheit erkennt und bekümmere sich nicht um das, was die Leute dazu sagen. 2. Er gebe keinen Ohrenbläsern Gehör, sie mögen Vorgesetzte oder Gemeine seyn; diese können, wenn er sich von ihnen einnehmen lässt, ihm unaussprechliches Herzenleid bereiten und haben hintennach ihre Freude, bis sie den Lohn für ihr Angeben siebenfältig kriegen. 3. Ist er wirklich beleydigt oder glaubt er, beleydigt zu seyn, so begnüge er sich mit der geringst-möglichsten Genugthuung im stillen und gehe um alles in der Welt willen mit niemandem vor die Obrigkeit. Wird der Thurgäuer um Geld gebüsst, so pflanzt das langwierige, oft lebenslängliche Feindschaften und schadet der guten Sache unendlich. Das schlimmste von allem war, dass Spengler, dem ich wider seinen Willen eine Fürsprache mitgab, um etliche Louisdors gestraft ward, die er erlegen musste, ehe der Landvogt meinen Brief erbrach, und dieses bewirkte die grösste Erbitterung. 4. Hat er das Unglück gehabt, sich mit jemandem in der Gemeine zu entzweyen, so thue er den ersten, zweyten und, wenn's seyn muss, mehrere Schritte um der allgemeinen Erbauung willen.«

Leider endete Fäsis Tätigkeit in Scherzingen mit einem schweren Misserfolg. Hatte er geahnt, als er, ganz am Anfang seines Wirkens, das böse und damals so leichtfertig gesprochene Wort vom Verjagen eines Pfarrers hatte hören müssen, dass es einmal schicksalshafte Bedeutung für ihn bekommen sollte? Wir haben seine Leidensfähigkeit beim Spenglerhandel kennengelernt und können ermessen, was er durchmachen musste, als dieses Wort für ihn furchtbare Wahrheit wurde zur Strafe für schwere Schuld.

Der Nachfolger Fäsis in Scherzingen, Balthasar Waser, notierte in dem uns bekannten »Verzeichniss der merkwürdigsten Pastoral-Vorfälle«: »Nachdem mein Vorfahr wegen einer unseligen Leidenschaft, der er sich schon einige Zeit ergeben hatte, seines Postens war entsetzt worden, wurde ich ohne mein Wissen und Begehren von dem hochwürdigen Examinator-Convent in Zürich in den Vorschlag gethan.«

Warum ist es mit Pfarrer Fäsi so weit gekommen, nachdem doch am Anfang, abgesehen von jenem Handel, alles recht gegangen war? Man kann nicht annehmen, dass die Feindschaft mit Spengler ihn so aus dem Geleise geworfen hat, wenn sie seinem seelischen Gleichgewicht auch zusetzen mochte. Der Keim zur späteren Katastrophe lag in Fäsis Charakter selber. Der begabte Jüngling, welcher der Generation des »Sturms und Drangs« angehörte, hatte es wahrscheinlich schon seinen Erziehern nicht leicht gemacht. Als dann dem Zwanzigjährigen Vater und Stiefmutter innerhalb weniger Tage durch den Tod entrissen wurden, fiel offenbar eine wichtige Stütze im Leben des durch innere Gewalten Bedrohten.

Es kam dazu, dass Fäsis Ehe mit Anna Hofmeister nicht glücklich war. Ob sie es am Anfang gewesen, ist ungewiss. Es schien ja so einleuchtend, dass der Nachfolger des Vaters im Pfarramt gerade auch noch dessen Tochter zur Frau nahm; grosse gegenseitige Neigung bestand wohl nicht. Die Schuld am Scheitern der Ehe liegt sicher zur Hauptsache beim Manne, der es an der nötigen Rücksicht fehlten liess. Dass die Frau, vom ökonomischen Zusammenbruch bedroht, geheime Besprechungen des Gatten belauschte und so dessen Schuldenmacherei<sup>7</sup> erfuhr, darf man ihr nicht verübeln, obschon die Ehe dadurch erneut Schaden nehmen musste. Wenn man die Akten über diesen traurigen Fall liest, ergibt sich das Bild eines beinah dämonischen Menschen. In seiner Heftigkeit neigte er zu Gewalttätigkeiten und suchte dann wieder Trost beim Alkohol. Das grösste Mitleid empfindet man dabei mit seiner Frau, und man begreift, dass sie es nicht länger sein wollte.

Es war ohne weiteres anzunehmen, dass in dieser Lage Fäsi sein alter Widersacher Spengler – er war inzwischen zum Hauptmann avanciert – nicht untätig blieb. Die Akten bestätigen dies: »Die ganze Klage scheint von Hauptmann zu Lengweil betrieben zu werden, der ein geschworer Feind des Pfarrers ist, dem er vor 7 Jahren eine Abbitte wegen unverschämter Urtheile thun musste, die er über eine musterhafte Herbstpredigt des Pfarrers<sup>8</sup> und mitunter über alle

<sup>7</sup> Von seinem Schwiegervater zur Rede gestellt, antwortete Fäsi: «Wahr seye es, dass er einige Capitalien aber für seinen Bruder Lieutenant in Holland und ohnlängst für einen seiner nahen Vettern aus Gefälligkeit mehr als für sich entlehnt.» Dass es sich hier um Pestalozzi handelt, ist wohl möglich. (Staatsarchiv E II 83, No 49 c).

<sup>8</sup> Hier täuscht sich Pfarrer Joh. Jb. Steinfels von Kesswil in seinem Brief vom 3. Oktober 1789 (Staatsarchiv E II 83, No 49 b); es war eine Frühlingspredigt, wie wir wissen.

Geistlichen in einem Wirthshaus hatte fallen lassen ... Ein wohlhabender, angesehener Mann ist er freilich, aber gewiss ein herzlich schlechter Kerl, der uns in einer Paralel zwischen Herrn Pfarrer zu Gottlieben und seinem Pfarrer solche Ausdrücke brauchte, die es genug verriethen, dass es ihm nicht um Zucht und Ehrbarkeit, sondern nur um Befriedigung seiner Leidenschaft zu thun ist.«

Die Lage spitzte sich so zu, dass die Familienangehörigen in physische Gefahr kamen. Pfarrer Steinfels schrieb am 1. Oktober 1789 seinem kirchlichen Vorgesetzten: »So müssen wir also die schon lang ersorgte und so lang erwehrte Katastrophe doch noch erleben. Aber durch wessen Schuld? Wir haben alles versucht. Mich jamert die arme Familie unaussprechlich, und Gott gebe, dass nicht der arme Mann in der Desperation noch ein Unglück anstelle. Auch dafür wollen wir Vorsehung thun!« Und am 3. Weinmonat heisst es in dem Brief an den Antistes: »Drungenlich bittet der unglückliche Pfarrer, da es doch die *erste* Klage seye, die seine Gemeinde gegen ihn vorbringe ..., dass ihm mögliche Gnade erwiesen und unter heiligem Versprechen der Besserung, wovon er in einer von hohem Ort bestimmten Suspensions-Zeit sowohl Hochderselben als seiner Frau und der Gemeinde überzeugende Proben geben wolle, ein gnädiges Urtheil gemacht werden möchte. Das ist seine mit Thränen bekräftigte Bitte, die er mich bat, bey Hochderselben niederzulegen. Er hofft auch, gnädige Entschlüsse von Einem Hochwürdigen, Hochansehnlichen Examinator-Convent würden auch seine Frau zu der Schonung bewegen, dass sie wenigstens die Proben seiner Besserung abwarten würde. Gefühl für Ehre hat der Mann, so sehr er dasselbe verläugnet zu haben scheint, doch noch. Eine Korektion, sprach er, von Einem Hohen Convent hab ich verdient, will sie auch gerne dulden; aber wenn ich dabey um Pfrund und Stand und Ehre komme, so – und nun wallte sein heftiges Temperament wieder auf, und ich sorge eine traurige Szene, wenns zum Sturz kommt, die mich mein Interesse für dieses Haus, dessen Gevattermann ich bin, für unsern Stand und in Rücksicht auf unsre catholischen Nachbarn abzuwenden wünschen heisst.«

In einer sehr dramatischen Kirchgemeindeversammlung, bei der sich auch eine Frau »mit wilden Worten« einmischte – Pfarrer Steinfels wies sie zur Ruhe mit der Bemerkung: »Wir haben keine Weibergemeinde« – war das Ceterum censeo: »Am Sonntag wollen wir ihn nicht mehr auf der Kanzel sehen!«

Am 1. Oktober war die Frau Pfarrer mit ihren beiden jüngsten Kindern, einem Säugling und dem zweijährigen Heinrich, dem späteren niederländischen Generalkonsul, in einer von Konstanz herbeschiedenen Kutsche von Scherzingen zu ihren Eltern in Aawangen geholt worden. Der bald sechsjährige David befand sich schon seit ein paar Wochen hier in Sicherheit, während die Pfarrherren von Kesswil und Tägerwilen die beiden ältesten Buben betreuten, »damit es desto weniger Aufsehen mache«, wie es in einem Briefe Grossvater Hofmeisters heisst.

Im Stammbuch findet sich die Bemerkung: »Durch eingegebene Resignation erkannte er sich wegen gegebenem Ärgernis und verdächtigem Umgang mit schlechten Personen der Pfarr und des Standes unwürdig, worauf von meinen Gnädigen Herren diese Resignation in eine Degradation verwandelt wurde. 14. November 1789.« Und: »Er ward ob adulterium der Pfrund und des Standes entsetzt. Nachher zog er im Land herum, dem Bettel nach, offerirte einige seiner Predigten, die er hatte drucken lassen. Zu schnell überraschte manchen die Figur eines seines Dienstes entlassenen Pfarrers, dessen Angehörige unter allerlei Übeln schmachten und der etwa einer anderweitigen Versorgung entgegensehen müsse.«<sup>9</sup>

Wieder war es der Geistliche von Kesswil, der dem Gescheiterten beistand. Ein Jahr später, am 5. November 1790, schrieb er dem Antistes in der Angelegenheit Pfarrer Fäsis. Bereits hatte sich die Möglichkeit eines neuen Wirkungsfeldes für diesen gezeigt, und zwar im damals österreichischen Galizien. Dort könne der Unglückliche »bey seinen nicht geringen Prediger-Talenten sein Fortkommen und vielleicht wie mancher andere sein Glück finden.« »Wie wohl wär dieser Mann in Gallizien abgestellt! Und will er sich bessern, wie könnte er sein Glück machen! Und dazu zeigt sich jetzt Gelegenheit! Und wie mancher andere, selbst von unsren Bürgern, hat im Ausland sich zum wackeren Mann emporgeschwungen, die auch gröblich gefehlt hatten! ... Zum Informator taugt er nicht. Bald mangelt ihm die französische Sprache, bald die gute Handschrift.« Dann sei es wieder »sein armseliger Gang, der ihn zu vielen Erwerbsarten unfähig macht.« (Fäsi muss also aus irgendeinem Grund gehbehindert gewesen sein). »Ein Feld bleibt ihm offen: fürs Brodt Schriftsteller zu werden; damit gewinnt er aber nur Commis-Brodt; oder – eine Prediger-Stelle, wozu ihm seine gnädige Obrigkeit bey oberzählten

<sup>9</sup> Stammbuch, S. 141.

Umständen allein helfen kann, wenn er nicht sein Brodt suchen soll, wie er kann und mag.«

Fäsi erhielt dank Steinfels' Bemühung ein Testimonium von der geistlichen Behörde mit der Bestätigung, »dass er hier mit bester Zufriedenheit examinirt worden«, dass er aber unglücklicherweise einen Fehlritt begangen, der ihm »das Schicksal zugezogen habe, nach unsren Constitutionen in hiesigen Landen nicht mehr placirt werden zu können. Es sei aber nicht zu zweifeln, dass er nach den ihm beywohnenden vorzüglichen Talenten und erworbenen Fertigkeiten sowohl im Predigen als andren Pastoral-Verrichtungen und nach erprobter Bereüng seines begangenen Misstritts in der Fremde das Lehramt unter Gottes Beystand mit gutem Erfolg ausüben könne.«

### *3. Als Pfarrer in Galizien*

Am 6. September 1793 findet sich im Protokoll des Zürcher Examinator-Convents der Eintrag, dass Fäsi »zu einem Pfarrer bey der deutschen Colonistengemeine Josephs- und Ugartsberg im Samborer Kreise von Galizien, den 20. Dezember 1792, berufen worden« sei.<sup>10</sup> Im folgenden Jahre fand er auch nach der Scheidung von seiner ersten Frau eine andere, noch ganz junge Lebensgefährtin.<sup>11</sup> Ein neues Dasein eröffnete sich. Obschon ihm Pfarrer Steinfels die Eignung zum Lehrer abgesprochen hatte, befasste er sich schon am Anfang seines Wirkens in Osteuropa auch mit pädagogischen Aufgaben, und man darf wohl annehmen, dass die Ideen seines grossen Vetters nicht ohne Einfluss auf ihn geblieben sind. Das »Evangelische Gemeindeblatt« von Polen berichtet dazu:

»Der Gründer der Schule wurde der zweite Pfarrer, Johann Heinrich Fäsi, ein Züricher, ein Mann mit einem Herzen voll glühender

<sup>10</sup> Schon in diesen Namen zeigt sich die Zugehörigkeit des Landes zu Oesterreich: der eine bezieht sich auf Kaiser Josef II., der andere auf den Grafen Alois von Ugarta, den Gouverneur der ostgalizischen Provinz (Lengyel, S. 15).

<sup>11</sup> Louise Amalie Passavant (1771–1832) von Basel wurde auf der Antilleninsel Santa Cruz geboren und in Kopenhagen erzogen. Später wirkte sie als Erzieherin in Wien, wo sie ihren Gatten kennenlernte. Ihr Vater, Johann Ulrich Passavant, bereiste fast die ganze Welt. Die Mutter, eine geborene Dupuget, stammte aus Petersburg. Mit einiger Sicherheit kann gesagt werden, dass sie zu der ursprünglich südfranzösischen Familie gehörte, die seit 1598 in Yverdon lebte und 20 Jahre später dort eingebürgert wurde; denn ein Angehöriger dieses Geschlechts, David Louis Dupuget (1763–1838), weilte als Minister und Hofmeister russischer Prinzen ebenfalls in der Residenz des Zarenreiches.

Liebe zu den Seinen, nicht zuletzt für die Jugend in seinen Gemeinden, die damals alle noch unter so mannigfacher Not und grossen Schwierigkeiten zu seufzen hatten. In seinem eingehenden Bericht über das Schulwesen seiner Gemeinden an die Schulabteilung der Landesregierung im Lemberg vom 23. Juli 1793 schreibt er: „Es liegt mir am Herzen, dass die Angehörigen meiner Pfarrei in Ugartsberg, für deren Religionsangelegenheiten ich doch ebensowohl als für die hiesigen, wenn sie schon nur den fünften Teil ausmachen, zu sorgen habe, sehr zu bedauern wären, wenn sie, denen die anderthalbstündige Entfernung von Josefsberg auch den Genuss der sonntäglichen Erbauung sehr erschwert, oft unmöglich macht, gar nichts, das auch nur von weitem einer Schule ähnlich wäre, haben sollten.... Und was sollte der Religionslehrer vollends mit den Konfirmanden anfangen, wenn ihnen die ersten Anfangsgründe der Unterweisung mangelten? Von den meisten Vätern und Müttern wäre nicht zu erwarten, dass sie hierin etwas leisten könnten, und die wenigsten nähmen sich Zeit hiezu.“ Und bittend, seinen ganzen Einfluss einsetzend, der wegen seiner vorbildlichen und grundlegenden Arbeit auf dem Gebiete der Organisierung des deutsch-evangelischen Schulwesens bei der Regierung in Lemberg gross war, drängte er seine oberste staatliche Schulbehörde i m Interesse seiner Gemeinde und ihrer Schule: „Für einen überaus schätzbarren Beweis des hohen Zutrauens und der vertrauenswürdigsten Gewogenheit werde ich es ansehen, wenn diese mir unentbehrlich scheinende Nebenschule, von deren Fortgang und Schicksalen ich alljährlich Bericht abzustatten mich engagiere, meiner Aufsicht und Besorgung überlassen, auch mir günstig bewilligt wird, die Nachlässigen mit angemessenen Erinnerungen zur Beobachtung ihres Vorteils anzumahnen.“<sup>12</sup>

An eine »Normalschule« sei zwar in Ugartsberg nicht zu denken, da die Gemeinde zu klein und zu arm sei. Besser aber sei etwas als gar nichts. »Gerne will ich, soviel ich von der Sache verstehe, dem Lehrer Anweisung geben, um ihn, soviel dieser Ort es nötig macht, zu perfektionieren.« Das Gesuch wurde von der Regierung bewilligt.

Pfarrer Fäsi muss, entsprechend seinem grossen Einsatz, ein sehr gutes Verhältnis zu seiner Gemeinde gehabt haben. Da sie sich in so kümmerlichen Verhältnissen befand, entschloss sich der Geistliche zu verschiedenen Kollektenreisen, die ihn nicht nur durch Galizien, Schlesien, Mähren und Niederösterreich führten, sondern auch nach

<sup>12</sup> Evangel. Gemeindeblatt, 24. Jg. Nr. 12, Stanislau, 20. Dezember 1927.

Siebenbürgen und Ungarn. Die erste Reise (1799) war ein Misserfolg. Während zweier Monate lag der Pfarrer, fern von seiner Familie, krank darnieder. Nach dieser traurigen Zeit kehrte er im September wieder nach Josefsberg zurück. Aber schon im April des folgenden Jahres brach er von neuem auf. Sein Weg führte ihn diesmal nach Ungarn. In Pest soll er längere Zeit geweilt haben; auch hier litt er an einer gesundheitlichen Störung. Über Wien gelangte er am 9. August nach seiner galizischen Gemeinde. Während seines Aufenthalts in Ungarn musste es Pfarrer Fäsi aufgefallen sein, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse viel besser waren als in Galizien. Einen Wohlstand lernte er hier kennen, der auf einer einträglichen Landwirtschaft beruhte. Vielleicht hing es damit zusammen, dass er sich schon nach wenigen Wochen, im September 1800, abermals nach Ungarn begab. Diese dritte Kollektenreise führte ihn vor allem in den östlichen Teil des Landes, der ja dem protestantischen Glauben besonders zugetan war, nannte man doch die Stadt Debrecen das »calvinistische Rom«.

Im Dezember 1800 gelangte er zum erstenmal in das etwa 20 Kilometer nordwestlich von Debrecen gelegene Balmaz-Ujváros<sup>13</sup>, wo sich seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine deutsche Kolonie befand. Pfarrer Fäsi hielt hier am 14. Dezember zwei Andachten. Die Gemeinde war so sehr von seinen Worten beeindruckt, dass sie beschloss, ihn zu ihrem Geistlichen zu berufen. Mit Recht vermutet wohl der ungarische Biograph unseres Landsmannes<sup>14</sup>, dass auch dessen äusseres Auftreten nicht ganz ohne Wirkung gewesen sei. Als Fäsi am 5. Mai 1801 nochmals die Gemeinde in Balmaz-Ujváros aufsuchte, empfing ihn diese mit einem Berufungsvertrag. So wurde dieser Tag von entscheidender Bedeutung für sein wohl fruchtbarstes Wirken.

Schon etwa eine Woche später, am 13. Mai, erschien der Pfarrer wieder in Josefsberg. Der Ertrag dieser Kollektenreisen belief sich auf 3484 Florint, die zum Teil der Gemeindekasse, zum Teil der Kirchenbehörde überwiesen wurden. Bis im Herbst 1801 hielt Fäsi

<sup>13</sup> Ujváros (gesprochen: Ujvārosch) heisst «Neustadt».

<sup>14</sup> Imre Lengyel: Fäsi János Henrik, élete és működése hazánkban, 1801–1807 (Debrecen 1941); idem: Leben und Wirken von J.H. Fäsi aus Zürich in Ungarn 1801–1807. Red. von Pfr. Walther von Rütte (Bern 1943); idem: J.H. Fäsi in Ungarn (NZZ Nr. 714, 7. Dezember 1969). Der ungarische Forscher schöpft vor allem aus autobiographischen Notizen Fäsis in den Kirchenbüchern von Balmaz-Ujváros.

noch bei seinen Galizien-Deutschen aus. Dann nahm er mit seiner Familie die beschwerliche Reise über die Karpathen in Angriff. In Bártfa erwartete sie Valentin Habermann, ein Vertreter der ungarischen Gemeinde, mit zwei Wagen, um den pfarrherrlichen Haushalt weiter zu befördern. Dieses Ereignisses gedachte Carl Fäsi, der ältere der beiden in Josefsberg geborenen Söhne – eine Tochter war ganz jung gestorben – später einmal in einer Zürcher Predigt.

#### *4. Die Jahre in Ungarn*

##### *a) Fäsi als Vater seiner Gemeinde*

Am 22. Oktober 1801 kam der Zürcher in seinem Wirkungsfeld am Rande der berühmten Hortobagy-Puszta an, festlich begrüßt von den Gemeindegliedern. Die Leute, die er zu betreuen hatte, stammten wie die Deutschen in Josefs- und Ugartsberg aus der Pfalz. Sie hatten sich vorher in der Gegend von Pest angesiedelt, waren dann aber konfessionellem Druck nach dem östlichen Ungarn ausgewichen und 1764 nach Balmaz-Ujváros gelangt. Hier hatten sie sich eine Existenz schaffen können. Bedenkt man die etwa vier Jahrzehnte, welche diese Auswanderer schon im Lande verbracht hatten, so kann man sich gut vorstellen, wie, bei der bekannten deutschen Bereitwilligkeit zur Übernahme des Fremden, die Magyarisierung fortgeschritten sein musste. Aber über ihren deutschsprachigen Pfarrer waren sie doch herzlich froh und bemühten sich in rührender Weise, ihm ein möglichst sorgenfreies Leben zu sichern.

Ein Haus in der Nähe der Kirche wurde zum Pfarrhaus bestimmt. Dazu gehörte ein grosser Garten mit Scheune, Stall und Tenne. Fäsi hätte also die Möglichkeit gehabt, sich wie ein Pfarrer aus Gotthelfs Welt landwirtschaftlich zu betätigen, was dem Stadtzürcher allerdings weniger liegen mochte. Er erhielt übrigens neben seinem Gehalt von jährlich 100 rheinischen Gulden noch eine Menge Naturalien, so 8 vierspännige Wagen Heu, 40 Kübel Weizen, 6 vierspännige Wagen Brennholz, 1 fettes Schwein, 1 Zentner Salz, dazu nicht unbeträchtliche Mengen von Käse, Butter und Honig. Auch wenn für Pfarrer Fäsi das Materielle bei seiner neuen Anstellung nicht im Vordergrunde stand, kann man sich doch denken, wie wohl ihm diese wirtschaftliche Sicherung tat, hatte er doch in der Schweiz bittere Armut kennengelernt und in seiner früheren Gemeinde am Nordfusse der Karpathen mit seiner Familie ebenfalls sehr kümmerlich gelebt.

In kirchlicher Beziehung müssen sich die Deutschen in Balmaz-Ujváros weniger gut assimiliert haben. Sie besuchten zwar den ungarischen reformierten Gottesdienst, doch scheinen sie geistlich mehr von ihrem Lehrer, Konrad Spielmann, betreut worden zu sein, der ihnen deutsche Predigten und Gebete vorzulesen pflegte. Drei Jahre vor Fäsis Erscheinen bauten sie sich aus eigenen Mitteln eine Kirche. Doch fehlte nicht nur ein Pfarrer, es gab auch keinerlei kirchliche Organisation. Der Zürcher hatte nun die nicht leichte Aufgabe, eine solche zu schaffen. Dass er dabei an das schweizerische Vorbild dachte, kann uns um so weniger verwundern, als ja die schweizerische Reformation für den ungarischen Protestantismus seit Jahrhunderten von Bedeutung gewesen war. Fäsi versprach, »die Pflichten des heiligen Predigtamtes nach deutschem Gebrauch der helvetischen Konfession in und ausser der Kirche« gewissenhaft zu erfüllen.

Nach seiner nicht unbedenklichen Vergangenheit hatte der Pfarrer zur puritanischen Strenge des alten Zürchers zurückgefunden. So wurden zum Beispiel die Kinder wegen schlechten Betragens während des Gottesdienstes nachher vom Kirchendiener im Schulhaus gezüchtigt. Auch für die Erwachsenen bestanden strikte Vorschriften: schwere körperliche Arbeit oder Musizieren zur Zeit des Gottesdienstes waren streng verboten. Ebenso liess sich der Pfarrer die Seelsorge sehr angelegen sein. Der ungarische Biograph berichtet, dass er besonders Kranke gerne besucht habe. Er überwachte den Bestand an Bibeln und Gesangbüchern in den Familien. Wenn Streitigkeiten ausbrachen, bemühte er sich eifrig, sie zu schlichten. Von früh bis spät war er um das Wohl seiner Pfarrkinder besorgt und wurde dabei von seiner Gattin sehr unterstützt; beide erfreuten sich grosser Beliebtheit. Fäsi fertigte sich ein Verzeichnis seiner Gemeindemitglieder an; dies soll er als Vikar Pfarrer Rahns in Sulgen gelernt haben. Gleich nach seiner Ankunft, am 28. Oktober, begann er mit dieser Arbeit. Etwa 90 Haushaltungen mit 112 Ehepaaren hatte er zu betreuen. Die Väter liess er einzeln zu sich kommen und erkundigte sich eingehend nach ihren Familienverhältnissen. So kam die Gemeinde, der es wirtschaftlich so gut ging, auch in geistlicher Beziehung zum Blühen.

Mit dem gleichen »Herzen voll glühender Liebe«, das Heinrich Fäsi in Galizien nachgerühmt wird, hat er sich auch in Ungarn um seine Gemeinde gekümmert. Wie wir wissen, waren die wirtschaftlichen Verhältnisse hier viel besser als nördlich der Karpathen, blieb doch das Land von den napoleonischen Kriegen verschont. Eigent-

liche Not gab es bei den tüchtigen deutschen Ansiedlern in Balmaz-Ujváros nicht.<sup>15</sup> Wenn sich trotzdem etwas wie Armut bemerkbar machte, boten die Nachbarn gleich hilfreiche Hand. Wie in Gottfried Kellers schönem Gedicht »Sommernacht« bebaute man auch fremde Felder, wenn dies nötig war. Für Waisen sorgte man ebenfalls in vorbildlicher Art. Der Kirchenrat, eine Behörde, die Fäsi unmittelbar nach seinem Amtsantritt schuf – die erste Sitzung fand schon am 26. Oktober 1801 statt, vier Tage nach seiner Ankunft – beschäftigte sich mit all diesen Angelegenheiten; sogar Arztrechnungen wurden etwa bezahlt. In den ersten zwei Jahren von Fäsis Wirksamkeit haben epidemische Krankheiten (Blattern und Masern) die Gemeinde heimgesucht und unter der Jugend viele Opfer gefordert. Durch Impfen suchte man dem Übel zu begegnen.

Von Fäsis moralischer Betreuung der deutschen Kolonie bleibt noch etwas zu sagen. Kaum ein Wort kommt bei der Charakteristik Lengyels häufiger vor als das Adjektiv »streng« und das entsprechende Substantiv. Darin mochte er sich wohl ein wenig von Pestalozzi unterscheiden. Aber diese Haltung wird gemildert durch die selbstlose Energie, mit welcher der Pfarrer seine Aufgabe erfüllte. So zitierte er etwa nach einer Wirtshausschlägerei die fehlbaren Burschen ins Pfarrhaus und – auch über dieses Register verfügte der Geistliche – leitete sie »mit milden Worten auf den guten Weg.« Zwischen streitenden Eheleuten suchte der Lebensorfahrene zu vermitteln; wenn der Zuspruch nichts half, wurden die Schuldigen vom Abendmahl ausgeschlossen.

Die Bemühungen des Zürchers um das wirtschaftliche, gesundheitliche, sittliche und geistliche Wohl seiner Gemeinde blieben nicht ohne Frucht. Nach seinem Weggang sei »ein gewisser Rückgang im Leben der Gemeinde in moralischer Beziehung« zu spüren gewesen. Aus religiöser Überzeugung wirkte der Pfarrer und wohl auch in einem Sendungsbewusstsein, das vom Beispiel des berühmten Verwandten Nahrung empfing.

<sup>15</sup> Sie widmeten sich fast alle der Landwirtschaft, doch sorgte der Pfarrer dafür, dass sich einige junge Leute zu Handwerkern ausbilden liessen, wodurch ein günstiger Ausgleich geschaffen wurde.

### *b) Unter dem Einfluss des grossen Vetters*

Leider ist von einem Briefwechsel zwischen Fäsi und Pestalozzi so gut wie nichts bekannt.<sup>16</sup> Dass sie sich in ihrer Jugend gesehen haben, in Thalwil oder in Höngg, wohl auch in der Stadt, in der ja der grosse Erzieher seine Kindheit verbrachte, dürfen wir als sicher annehmen. Das Schicksal Fäsis hat Pestalozzi wohl nicht unbeeindruckt gelassen, hatte der Vetter in Thalwil doch seine Mutter im gleichen Alter verloren wie er selber den Vater. Der Pfarrer seinerseits muss den Aufstieg seines nahen Verwandten aufmerksam verfolgt und eine eigene pädagogische Ader im Hinblick auf ihn besonders gepflegt haben. Wir wissen, wie er in Galizien eine Schule gründete, und es verwundert uns nicht, dass er auch in Ungarn der Ausbildung der Kinder seine Aufmerksamkeit schenkte.<sup>17</sup>

In den Protokollen des Kirchenrates von Balmaz-Ujváros nehmen Besprechungen von Schulfragen viel Platz ein. Damals gab es in Ungarn noch keinen obligatorischen Schulbesuch. Das wirkte anspornend auf den Pfarrer, das Seine zur Lösung dieser Aufgabe beizutragen. Nach seiner Meinung sollten die Kinder mit sechs Jahren in die Schule eintreten und sie während mindestens drei Jahren besuchen. Wie in Gotthelfs »Leiden und Freuden eines Schulmeisters«

<sup>16</sup> Im Jahre 1924 veröffentlichte der ungar. Gelehrte Dr. Samuel Zsengeri im «Pestalozzianum» (Beilage zur Schweiz. Lehrerzeitung, S. 5 f.) einen angeblichen Brief Pestalozzis an einen gewissen Heinrich. Der Absender wehrt sich gegen das Ansinnen des Adressaten, Judenkinder zum Christentum zu bekehren. Als Beispiel des guten Einvernehmens zwischen beiden Religionen führt er einen jüdischen Knaben an, der mit dem Ausruf «Mein lieber Vater!» Pestalozzi um den Hals gefallen sei. Dass Pestalozzi in Stans neben den einheimischen Waisen auch noch fremde Kinder betreut hätte (wie Ort und Datum «Stanz, 7. April 1799» vermuten lassen könnten), ist kaum vorstellbar. Zsengeri betrachtet Heinrich Zschokke als den Empfänger, was nicht ohne weiteres einleuchtet, obschon dieser 1799 Regierungskommissär in Unterwalden gewesen ist. Jedenfalls findet sich das Dokument, entgegen den Angaben Zsengeris, nicht in Zschokkes «Selbstschau». Nachforschungen nach dem Original in Ungarn sind erfolglos geblieben, und der Text wurde vorläufig nicht in die Ausgabe der Sämtlichen Briefe aufgenommen. Wenn auch die Wendung «sanftmütiger Heinrich» nicht recht auf Pfarrer Fäsi zu passen scheint, so ist doch nicht völlig auszuschliessen, dass es sich um einen echten Brief Pestalozzis an seinen Vetter handelt. Das Datum mag bei der Unleserlichkeit seiner Handschrift falsch wiedergegeben worden sein.

<sup>17</sup> Von Fäsis Sohn David (1787–1849), einem Kind aus erster Ehe, ist bekannt, dass er eine Zeitlang in Pestalozzis Institut in Yverdon wirkte; vgl. unten Anm. 28–29.

mussten auch hier die Kinder der ärmeren Familien schneller ausgelernt sein als die andern, eben nach dieser Minimalzeit.<sup>18</sup>

Über die pädagogischen Bemühungen des Pfarrers lesen wir in Dr. Lengyels Biographie: »Eine tätige Anteilnahme am Schulunterricht wurde dem Pfarrer möglich durch seine Schulbesuche, die Fäsi mit besonderm Eifer, in Begleitung von Mitgliedern des Kirchenrates, machte. Wenn auch die andern daran verhindert waren, fehlte doch er nie, und in den Beratungen des Kirchenrates behandelte er in langen Berichten seine Eindrücke und alle Ereignisse, welche die Schule betrafen. Der Fleiss, mit dem Fäsi die Schule seiner kleinen Gemeinde besuchte, wird von uns um so höher geschätzt, wenn wir bedenken, dass solche Schulbesuche sonst nur in höhern Schulen vorgenommen wurden, während über die untern Volksschulen nur von den Kuratoren eine gewisse Aufsicht ausgeübt wurde. Bei seinen Schulbesuchen überwachte der Pfarrer selbst die Zahl der Schüler und deren Unterricht und begnügte sich dabei gar nicht bloss mit einer schweigsamen Anwesenheit, sondern stellte Fragen an die Kinder, um die Kenntnisse und Fortschritte der Schüler zu kontrollieren.«

Ausserdem hat sich der Pfarrer in selbstloser Weise zur Verfügung gestellt, der schulentlassenen Jugend Nachhilfsstunden im Lesen und Schreiben im Pfarrhaus zu erteilen.

Wir kennen aus Gotthelfs Lehrerroman die Schwierigkeiten, die einem geordneten Schulbetrieb im Sommer im Weg standen. Der Pfarrer von Balmaz-Ujváros hatte ebenfalls mit ihnen zu kämpfen und machte deshalb den Vorschlag, zur Zeit der Ernte sechs Wochen Ferien einzuführen und nur an zwei Vormittagen wöchentlich zu unterrichten. Diese Anregung wurde aber von den Mitgliedern des Kirchenrates abgelehnt. Wenn dann im Juli 1803 nur noch ein Dutzend Schüler den Unterricht besuchte, so zeigte sich darin, dass die Forderung des Pfarrers nur zu berechtigt gewesen war.

Abgesehen von dieser flauen Sommerszeit hatte die Schule durch Fäsis Impuls einen solchen Aufschwung genommen, dass die Zahl der Schüler in kurzer Zeit auf 70 und im Dezember 1801 sogar auf 80 stieg. Mit Genugtuung konnte der Pfarrer in seinem Bericht feststellen, dass höchstens zehn schulpflichtige Kinder des Dorfes dem Unterricht fern blieben. Es ist nicht verwunderlich, dass man an den Bau eines neuen Schulhauses denken musste. Schon 1802, ein Jahr nach der Ankunft des Schweizers, wurde ein entsprechendes Gesuch dem Kirchendistrikt eingereicht.

<sup>18</sup> Eine Regelung der Schulpflicht erfolgte erst mehr als 30 Jahre später.

Übrigens wirkte Fäsi auch als Deutschlehrer an einer vom ungarischen reformierten Pfarrer des Dorfes gegründeten Sprachschule, über die es allerdings keine Akten gibt. Dass sie aber zustandekam, ersieht man an dem gelegentlichen Zusatz zu Fäsis Unterschrift: »Prediger des Orts und deutscher Sprachlehrer am neuen Szatmárischen Institut allhier.«

### c) *Der Zwist*

Der Zürcher erreichte in diesen sechs Jahren, da er in Ungarn wirkte, wahrscheinlich den Höhepunkt seines ganzen Lebens. Sein Biograph schreibt: »Fäsi hätte in Ungarn eine wichtige und bedeutende Laufbahn beschreiten können, wenn er ausgehalten und nicht wieder in seine Heimat zurückgekehrt wäre.« Um so tragischer ist der Zwiespalt, der sich trotz diesen günstigen Verhältnissen entwickelte und bei der nervösen Reizbarkeit des Pfarrers seinem so fruchtbaren Wirken ein Ende setzte.

Die Unstimmigkeiten nahmen ihren Anfang im Kirchenrat, den Fäsi, wie wir gesehen haben, unmittelbar nach seiner Ankunft gegründet hatte. In seinem Übereifer hat er wohl hier etwas zu viel getan, konnte er doch die Verhältnisse noch zu wenig.<sup>19</sup> Lengyel bemerkt dazu: »Und sodann hätte er die Gemeinde besammeln sollen und sie, die Gemeinde, hätte Vorschläge gemacht und die Vorgeschlagenen gewählt. Neben die Institution des Kirchenrates hätte diejenige der Kirchgemeindeversammlung treten sollen.« Es ist möglich, dass der Pfarrer Leute in den Kirchenrat wählte, die bei ihren Mitbürgern zu wenig in Ansehen standen. Zudem fanden die Sitzungen jeden Monat statt; das war manchen, besonders im Sommer, wegen der landwirtschaftlichen Arbeiten etwas zu mühsam. Schon im ersten Jahr von Fäsis Wirksamkeit kam es deswegen zu gewissen Spannungen, indem verschiedene Mitglieder des Rats auf ihr Amt verzichteten. Darauf wurde beschlossen, dass man sich für zwei Jahre zu verpflichten habe. Es ist nicht verwunderlich, dass den deutschen Ansiedlern auch missfiel, dass die Einrichtung des Kirchenrates »zu wenig ungarisch« war. In diesem Punkte päpstlicher als der Papst zu sein, entspricht ja deutscher Art.

Die grössten Schwierigkeiten erwuchsen dem Pfarrer aus dieser Institution. Sie sollten bei der reizbaren Veranlagung des Zürchers

<sup>19</sup> Wenn Fäsi fehlbare Gemeindeglieder vor den Kirchenrat zitieren liess, dachte er wohl an die Bedeutung des schweizerischen Chorgerichts.

später auch den Ausschlag geben für die Heimkehr. Und doch hat er mit diesem »Kirchenrat« eine Behörde ins Leben gerufen, die Bestand hatte, auch wenn später von der »Kirchensammlung« oder vom »Presbyterium« die Rede war. Wir haben bereits gesehen, wie Fäsi es unterliess, sich in der Kirchengemeindeversammlung eine legislative Plattform zu schaffen, und dass er, vielleicht etwas überstürzt, eine Exekutive gründete. Die Autorität des Pfarrers hätte wohl gewonnen, wenn er sich gegenüber dem Kirchenrat auf den Willen der Gemeinde hätte berufen können. Statt dessen stiess der Eifer des Pfarrers – Lengyel spricht von »nervöser Rechthaberei« – mehr und mehr auf Ablehnung im Rat. Die kirchliche Oberbehörde, der diese Spannungen hinterbracht worden waren, entschied nicht im Sinne des Geistlichen und erklärte die Neuerungen für fremd und unangebracht.

Schliesslich muss auch noch das schwere persönliche Leid erwähnt werden, das die Familie des Pfarrers während seiner Ungarnjahre traf: vier in Balmaz-Ujváros geborene Kinder starben, drei Töchter und ein Sohn; möglicherweise waren sie Opfer der erwähnten Epidemien. Diese wiederholten Schicksalsschläge mussten zermürbend auf das Familienoberhaupt wirken. Im Zusammenhang mit den erwähnten Schwierigkeiten im Kirchenrat wurde die angeborene Erregbarkeit des Pfarrers gesteigert, so dass man geradezu von Verbitterung sprechen kann.<sup>20</sup> So entschloss sich Fäsi zur Rückkehr in die Schweiz. Kurz vor dem Aufbruch zur beschwerlichen Heimreise wurde am 18. März 1807 der Familie noch der Sohn Conrad geboren. Das letzte Protokoll des Kirchenrates vom 29. April ist vom »abgehenden Prediger« unterschrieben.

Fast anderthalb Jahrzehnte hatte der Zürcher nun sozusagen in freiwilliger Verbannung gelebt und dabei sowohl in Galizien als auch in Ungarn Bedeutendes geleistet.

### *5. Wieder in der Schweiz*

Nach der langen Reise kam Fäsi unvermutet im Juni 1807 mit seiner Frau und drei Kindern in der Heimat an. Die unerwartete Rückkehr soll den Sohn David sowie die übrigen Angehörigen erschreckt haben.<sup>21</sup> Die ganze Tragik in Fäsis Leben kommt uns dabei zum Bewusstsein. Für die Verwandten war er seit dem üblen Ende

<sup>20</sup> «Die Mitarbeiter werden von Fäsi mit bezeichnenden Beiworten versehen, die auf eine gewisse Verbitterung schliessen lassen.» (Lengyel, S. 23).

<sup>21</sup> Stammbuch, S. 142.

der Scherzinger Zeit mit einem solchen Makel behaftet, dass statt der Freude des Wiedersehens Angst vor der Schande die Seinen erfüllte. Von seinen grossen Verdiensten in fremden Landen wussten sie und ihre Mitbürger ja so gut wie nichts.

Pfarrer Fäsi verfügte über gute Zeugnisse aus dem Osten und wagte es deshalb, dem Kirchenrat in Zürich eine Petition einzureichen und um eine Anstellung in der Schweiz zu ersuchen. Am 22. Juni wurde beschlossen, diesem Wunsche zu entsprechen. Bald darauf erhielt er eine Pfarrstelle in Azmoos im Kanton St. Gallen. Nach seiner Ankunft im Rheintal am 12. Juli wirkte er zuerst sieben Wochen als Verweser bis zu seiner Wahl am 30. August.

Was hatte sich in der langen Zeit von Fäsis Abwesenheit nicht alles in der Heimat ereignet! Der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft, die Umwälzung der Helvetik, die Verwüstung weiter Gebiete zur Zeit, da die Schweiz internationaler Kriegsschauplatz geworden war, dann die Rückkehr zum Staatenbund in der Mediation und der Druck des napoleonischen Aushebungssystems, das die Jugend bedrohte, schliesslich als Folge dieser Ereignisse die wirtschaftliche Misere. Für einen Heimkehrer wie Fäsi, der all das nicht miterlebt hatte, wird der Anfang nicht leicht gewesen sein. Jakob Kuratli sagt in seiner ortsgeschichtlichen Arbeit: »Auch er hatte unter den Folgen der Revolution nicht wenig zu leiden.«<sup>22</sup> Sein Wirkungswille war immer noch gross.<sup>23</sup> Aber schon nach zwei Jahren, am 5. Oktober 1809, verliess Fäsi Azmoos, um eine neue Stelle in St. Margrethen anzutreten. Dabei spielten finanzielle Gründe die Hauptrolle. In einem Brief vom 4. Mai an Dekan Schmid in Balgach ist zu lesen, dass er »nicht länger hier subsistiren« könne, da die Ausgaben für »die Unterhaltung zweyer Söhne in Zürich« (Carl und Ulrich) »jährlich drey Viertheile« seiner Besoldung verschlängen. Man darf annehmen, dass er seine Arbeit in Azmoos zur Zufriedenheit der Gemeinde versehen hatte, wäre er doch sonst kaum zum Pfarrer dieser bedeutenderen und nicht allzu weit entfernten Ortschaft gewählt worden.

In dieser seiner letzten Gemeinde wirkte Fäsi am längsten. Es wurden ihm 1811 und 1812 noch zwei Kinder geschenkt: Gottlieb und Nanette (Anna), während ein in Azmoos zur Welt gekommenes

<sup>22</sup> Unsere Kirche (Azmoos), ihre Geschichte von den Tagen der Reformation bis zur Gegenwart (Buchs 1928), S. 84.

<sup>23</sup> Die «wuchtige Schrift» in den Kirchenbüchern, von der Kuratli spricht, scheint dies zu bestätigen. Der Pfarrer sorgte zum Beispiel dafür, dass eine bessere Hebamme angestellt wurde.

Söhnlein im Alter von drei Jahren in St. Margrethen starb. Hier erlebte der Pfarrer die schwere Zeit der Hungerjahre von 1816/1817. Frankreich verhinderte durch Erhöhung der Zölle, dass schweizerische Waren nach seinem Gebiet ausgeführt werden konnten. Der Geschichtsschreiber Gagliardi spricht von einem eigentlichen »Wirtschaftskrieg« gegen unser Land. Die Schweiz des Bundesvertrages mit ihrem föderalistischen Wirrwarr konnte sich dieser Not nicht erwehren. »Hungerjahre, welche vor allem für die östlichen Teile des Landes ungeheures Elend bewirkten, vollendeten 1816/17, was Egoismus der Fremden hervorgerufen hatte.«<sup>24</sup>

Im evangelischen Kirchenarchiv von St. Margrethen findet sich auf vergilbten Blättern der Text einer Predigt, die Fäsi am 25. Juli 1817 gehalten hat. »Wir stecken in einem Jammer, wie wir und unsere Väter noch keinen erlebt haben. Der Vorrath unsrer Nahrungsmittel ist beynahe gänzlich erschöpft und bey den meisten schon längst zu Ende gegangen. Die Hülfsquellen des Erwerbs, woraus wir zu andern Zeiten uns das zu unserm Unterhalt Nothwendige anschaffen konnten, sind vertroknnet. Die benachbarten Länder haben ihren Verkehr mit uns eingeschränkt, weil sie mit sich selbst genug zu thun haben. Unsere Dürftigen gehen kraftlos vor unsren Augen herum und scheinen alle Augenblicke verschmachten zu wollen; manche sind bereits verschmachtet. Ihre Kinder schreyen nach Speise und wissen nicht, wo sie ihren Hunger stillen können. Die Menge der Nahrungslosen ist schrecklich gross; ihre Bedürfnisse sind dringend und nicht leicht zu befriedigen...«

O, dass unsere Feldfrüchte durch keine neuen Wassergüsse mehr geschmälert, dass sie uns bald ganz zu lieb werden! O, dass es deiner Weisheit und Liebe gefallen möchte, die zur Ernte verordneten Wochen getreulich zu bewahren!...

Herr, Herr! Wir hoffen auf dich, ach, lass uns nicht zuschanden werden!«<sup>25</sup>

Das unglückliche Land wurde im Schicksalsjahr 1817 zusätzlich noch dreimal von Rheinüberschwemmungen heimgesucht: am 15. Juni, am 2. Juli und vor allem am 28. August. Wochenlang, so wird berichtet, standen gewisse Ortschaften unter Wasser, und Ge-

<sup>24</sup> Vgl. Ernst Gagliardi, Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. III (Zürich 1938), S. 1256 f.

<sup>25</sup> In «Unser Rheintal» (Jg. 26, Au/SG 1969, S. 53) hat Arthur Scheyer diese Predigt teilweise veröffentlicht.

schiebe des Flusses lagerte sich auf Wiesen und Äckern. Als Folge des Hochwassers soll erst noch eine Seuche ausgebrochen sein. Ange-sichts dieser mannigfachen Not wird dem Pfarrer von St. Margrethen wohl sogar die Kümmerlichkeit und Armut Galiziens erträglicher vorgekommen sein.

Leider endete Fäsis Wirken in seiner letzten Gemeinde, in welcher er beinah fünfzehn Jahre tätig gewesen war, wieder mit einem Missklang. Nach seinem drangvollen Leben hätte der fast Siebzigjährige seinen Ruhestand wohl verdient. Statt dessen hat man ihn Ende 1823 seines Amtes entsetzt. Als Begründung schrieb Lehrer Ch. Rüesch, ein Kirchenpfleger, in einem Pfarrerverzeichnis von 1824: »Es wurde bei der Synode in neun Punkten gegen ihn geklagt.« Welcher Art diese Beschwerden gewesen sind, ist nicht bekannt, doch kann man sich die Gründe von Fäsis Entlassung einigermaßen vorstellen. Schon in einem Visitationsbericht von 1813 wird verzeichnet, dass gegen den Pfarrer reklamiert worden sei, weil er in der Unterweisung allerlei Schimpfworte gebraucht habe. Ausdrücke wie Dummkopf, Lausgrind, Galgenschlingel hatten die Väter der so Titulierten aufgebracht. Etwas von der Heftigkeit der Jugend haftete also auch dem älteren Manne noch an; der Pfarrer entschuldigte sich, dass ihn die Kinder durch ihre Ungezogenheit zornig gemacht hätten, versprach aber Besserung. Im übrigen beschäftigte sich Fäsi auch in seiner letzten Pfarrstelle wieder eingehend mit pädagogischen Aufgaben und führte darüber gewissenhaft Protokoll. Keiner der 51 reformierten Geistlichen von St. Margrethen hat so viele Aufzeichnungen hinterlassen. Er zeigte Verständnis für soziale Belange, setzte er sich doch unter anderem für ein Kind ein, das die Schule nicht besuchen konnte, weil ihm – die nötigen Kleider fehlten! – Wahrscheinlich hatte die »nervöse Rechthaberei«, von welcher der ungarische Biograph spricht, verbunden mit der ererbten altzürcherischen Strenge, viel dazu beigetragen, die Persönlichkeit des Geistlichen unbeliebt zu machen. Er war nun einmal kein Konformist.

Von Fäsis letzter Predigt schrieb Gemeindeammann Küenzler am 19. Dezember 1823 an Dekan Schmid in Balgach, dass sie »uhnanstössig und reuevol« gewesen sei. Also hatte er vorher etwa anstössig gepredigt. Fäsi musste den Widerstand gespürt und darauf von der Kanzel herab mit Ressentiment geantwortet haben, so dass sich der Circulus vitiosus wieder einmal schloss.

Nachdem Pfarrer Fäsi am 8. Dezember 1823 seine Stelle in St. Margrethen aufgegeben hatte, kam man zu dem gewiss nicht leichten

Entschluss, die Familie aufzulösen. Die Frau Pfarrer und die Kinder Gottlieb und Anna haben im nahen Rheineck<sup>26</sup> Unterkunft gefunden; denn dorthin wurden der Mutter und der Tochter am 20. Januar 1824 die gewünschten Heimatscheine geschickt. Vom Vater hiess es in jenem Brief Gemeindeammann Küenzlers: »Man sagt, Herr Pfarrer Fäsi werde nach Wien verreisen. Mit ihm ist abgerechnet, und heute wird er ausbezahlt werden.« Es war aber eine andere Stadt, die er sich als Alterssitz ausgesucht hatte: am 11. Februar des folgenden Jahres liess er sich in Augsburg nieder.

Warum hat sich Fäsi entschlossen, in seinem siebzigsten Altersjahr fern von seiner Familie im Ausland zu leben? Als Greis bedurfte er doch mehr und mehr der Fürsorge. Zudem besass er ja noch drei unmündige Kinder, wenn man den siebzehnjährigen Conrad mitrechnet. Es muss die Fama gewesen sein, der er entfliehen wollte, kann man sich doch vorstellen, dass über die Scherzinger Geschichte immer noch nicht genug Gras gewachsen war. Die dörflichen Verhältnisse von St. Margrethen hatten für das Geschwätz fruchtbaren Boden gebildet. Man begreift, dass der Betroffene in einer der nächsten grossen Städte des Auslandes Ruhe suchte. Es ist die Tragik in seinem Leben, dass die Fehltritte des jungen Mannes auch den Greis noch verfolgten.

Der neue Wohnort mit seiner Anonymität muss dem Schweizer zugesagt haben, kam er doch ein Jahr später beim Magistrat von Augsburg »um fernere Aufenthalts-Gestattung« ein, die ihm jedoch am 24. Februar 1825 verweigert wurde, »da eine Pension von jährlich 180 Gulden zur Sustentation in hiesiger Stadt nicht genügen kann und er weder Vermögen noch genügenden sonstigen Erwerb nachgewiesen habe.«

Fäsi liess aber nicht nach und veranlasste den Magistrat, sich am 10. März 1825 erneut mit seinem Gesuch zu befassen: »Die Bitte des Johann-Heinrich Fäsi, Bürgers von Zürich, resignirten Pfarrers in St. Margarethen, um Gestattung des Aufenthalts dahier betreffend. Beschluss: Hierüber vorerst die Äusserung des protestantischen Stadt-Decanats zu erholen.«

Drei Wochen später bat der Pfarrer den Stadtrat von Zürich um einen Heimatschein.<sup>27</sup> Der gewünschte Ausweis wurde ihm am

<sup>26</sup> Auch der Zürcher Bürgeretat von 1825 gibt Rheineck als Wohnort der Mutter und ihrer beiden minderjährigen Kinder Gottlieb und Anna an.

<sup>27</sup> Stadtarchiv Zürich, Stadtratsakten 1825, Nr. 106. Vgl. Abb.

gegenstain für uns am 28. Februar Januar 1825. geboren  
für Hoffnung auszufertigen und zu erhalten wird,  
das Maßstab zu Brüderlichkeit Logie Lit. H., Nro 253,  
bey St. Maximilian in der Jakobus Vorstadt zu Augsburg  
zu wünschen ist, wir mit der Verfechtung eines Mitglieds  
des Fikortigen Kreis = Regierung öffentlich, das Wohl zu  
reinen und Schriften und Zeitschriften angemessen  
Färtigung - im Freie = unterrichten nicht zu verfassen  
dass für das Gymnasium - gebaut werden wird, wozu  
für mit unzweckmäßige Verfechtung angemessen  
zu empfehlen ist.

Mariae Josephinae Spindler  
natur  
gutkunst Münchberg,  
Johann Heinrich Seif,  
Augustinus Pfarrer

Brief Fäsis aus Augsburg an den Zürcher  
Stadtrat, 30. März 1825 (Ausschnitt)

5. April zugestellt. Die Auskunft, welche der Augsburger Magistrat vom protestantischen Stadtdekanat erhielt, muss günstig ausgefallen sein; denn als sich die Behörde am 14. April wieder mit dem Zürcher zu befassen hatte, war die Frage der Niederlassung zu dessen Gunsten entschieden, und es ging nur noch um die Erlaubnis für die gewünschte Beschäftigung.

So steht denn unter dem genannten Datum im Plenar-Sitzungsprotokoll: »Die Bitte des resignirten Pfarrers Johann-Heinrich Fäsi um Erlaubnis, Privat-Unterricht geben zu dürfen. Beschluss: Auf das Rescript vom 15. vorigen Monats unter Anlage der Akten den Antrag zu stellen, dass dem Bittsteller die Unterrichtserteilung nicht gestattet werden möchte, weil:

1. Pfarrer Fäsi schon zu alt ist;
2. weder seine Kenntnisse noch insbesondere seine Fähigkeit zum Lehramt nachgewiesen sind;
3. seine frühere Conduite nicht bekannt ist, daher auch hinsichtlich der Moralität keine unzweifelhafte Gewissheit vorliegt.«

Dieser Entscheid muss für den Pfarrer schmerzlich gewesen sein, nicht nur, weil man seinem pädagogisch-didaktischen Können misstraute, obschon er sich ja gerade darin bereits in Galizien und Ungarn bewährt hatte, sondern vor allem auch, weil der wunde Punkt seines Lebens, die »frühere Conduite«, darin berührt wurde. Mochten die Stadtväter auch keine Ahnung von Fäsis Scheitern in Scherzingen haben, so gab doch die Situation des einsam im Ausland lebenden Greises zu allerlei Vermutungen Anlass.

Über die letzten fünf Lebensjahre des Pfarrers ist nichts Näheres bekannt. Er muss weiter in Augsburg gewohnt haben, gibt doch der Zürcher Bürgeretat auf 1827, ja sogar auf das Todesjahr 1830 immer noch die bayerische Stadt als Aufenthaltsort an. Es besteht kein Grund, an der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln. Offenbar lebte der Pfarrer als Privatier, hatte er sich doch schon im ersten Jahr, 1824, ohne Erwerb dort aufhalten können. Kümmerlich genug mögen seine äusseren Lebensumstände gewesen sein; das geht ja schon aus der Tatsache hervor, dass er sich die »kostenfreye« Zustellung des Heimatscheines erbat. Die Söhne – wir denken vor allem an Carl und Ulrich, auf denen wahrscheinlich auch die Sorge um die Mutter und die unmündigen Geschwister lastete – werden wohl auch etwas für den Vater getan haben.

## 6. Die Söhne

Betrachtet man die Nachkommen Pfarrer Fäsis, so ergibt sich ein eigenartiges Bild. In erster Ehe wurden ihm sechs Kinder geboren, in zweiter Ehe elf. Dazu kommen noch zwei uneheliche, im ganzen also neunzehn. Von diesen starben aber zehn früh, und zwar verteilen sich die Todesfälle gleichmässig auf die drei Gruppen.

Vom ältesten Sohn, der am Leben geblieben ist, Jakob (geb. 1783), weiss man nur, dass er der Zunfttradition der Familie folgte und das Schusterhandwerk erlernte. Seit 1803 blieb er verschollen. Dann folgt David, der vermutlich einzige der Nachkommen, der zu seinem Onkel Pestalozzi persönliche Beziehungen hatte.

Als dritter Sohn aus erster Ehe schliesst sich Heinrich an. Dann die Kinder aus der Ehe mit Luise Amalie Passavant: Carl, Ulrich, Conrad, Gottlieb und die Tochter Anna. Von den in der Zwischenzeit geborenen Unehelichen, einem Sohn (geb. 12. Juni 1790) und einer Tochter (geb. 31. März 1792), blieb nur der Sohn Georg am Leben. Er wählte den Beruf eines Schneiders. Viele Jahre hielt er sich in Stuttgart auf, wo er auch seine Frau kennenlernte. Später finden wir ihn in der Vaterstadt. Der Bürgeretat von 1845 gibt den Neumarkt als Wohnort an. So lebte denn der Schneidermeister ganz in der Nähe seines Stiefbruders Rektor Ulrich Fäsi, der das ehemalige Haus Salomon Gessners, das sogenannte »Schwänli«, Münstergasse 9, gekauft hatte. Am 18. Juni 1859 starb Georg Fäsi als Pfründer von St. Leonhard. Er hinterliess drei Töchter.

Von den acht Söhnen des Pfarrers folgten vier der theologischen Tradition, zwei von ihnen haben allerdings später umgesattelt und sind Lehrer geworden. Zwei andere wählten den Staatsdienst, und die beiden übrigen entschlossen sich für handwerkliche Berufe. Also: zwei Pfarrer (David und Carl), zwei Lehrer (Ulrich und Conrad), zwei Beamte (Heinrich und Gottlieb), zwei Handwerker (Jakob und Georg).

Der Sohn *David* (geb. 1784) war, wie wir wissen, eine Zeitlang in Pestalozzis Institut in Yverdon tätig.<sup>28</sup> Im November 1806 wurde er

<sup>28</sup> Fäsis Aufenthalt in Yverdon war nur von kurzer Dauer; denn bis im Mai 1806 hatte er als Hauslehrer der Familie de Gingins im Schloss La Sarraz gewirkt, und im Juli verliess er Pestalozzis Anstalt schon wieder. Später wandte er sich einmal an seinen berühmten Onkel wegen der Aufnahme eines jungen Mannes ins Institut. Pestalozzis Antwort vom 14. November 1815 ist erhalten (Sämtl. Briefe, Bd. 9, 1968, S. 308 f. und S. 470).

vom thurgauischen Rat einstimmig zum Pfarrer von Sirnach gewählt, »und zwar nach dem Wunsch der Gemeinde, die ihm eine ansehnliche Gehaltserhöhung zusicherte«.<sup>29</sup> Später wechselte er nach Schöfflisdorf, und schliesslich fand er wie sein Grossvater am linken Seeufer ein Wirkungsfeld: von 1829–1849 amtete er als Geistlicher, zum Teil als Dekan, in der Gemeinde Richterswil. Er muss ein guter Seelsorger gewesen sein. In einem Brief vom 22. Dezember 1831 an Bruder Ulrich schreibt er von seinen »am Jahresschluss sehr gehäuften Geschäften« und fährt weiter: »Kranke gibt es dermahlen in Menge, und sie sind nun einmal an fleissige Besuche gewöhnt.«

Ein anderer Sohn aus erster Ehe, *Heinrich*, wählte zuerst das Handwerk eines Büchsenschmieds. Wahrscheinlich trat er als solcher in die französische Armee ein und avancierte vom Büchsenmacher zum Hauptmann-Grossrichter in königlich-französischen Diensten und Ritter der Ehrenlegion. Später gab er die militärische Karriere auf und wurde Sekretär der niederländischen Gesandtschaft in Bern; schliesslich gelangte er zur Würde eines Generalkonsuls für die Schweiz. Er war Ritter des niederländischen Löwenordens, Commandeur der Eichenkrone sowie des Isabellenordens von Spanien. Seinen sozialen Aufstieg besiegelte die Heirat mit der Angehörigen einer heute ausgestorbenen Berner Patrizierfamilie:<sup>30</sup> Julia von Willading, die sich als Malerin einen Namen gemacht hat.<sup>31</sup> Von seiner Familie scheint sich der hohe Beamte allerdings gänzlich gelöst zu haben, was auch in der Schreibung seines Namens zum Ausdruck kommt: Faesy. Sein Stiefbruder Rektor Ulrich Fäsi schrieb am 29. Dezember 1864 seinem Sohne Adolf: »In diesen Tagen ist unsere Familie auch wieder<sup>32</sup> um ein Glied ärmer geworden, aber um ein Dir entfernt stehendes und vielleicht kaum dem Namen nach gegenwärtiges, nämlich um meinen Bruder Heinrich in Bern, geboren 1787, also 77 Jahre

<sup>29</sup> Stammbuch, S.169. – Als Geistlicher dieser Gemeinde hat David Fäsi einmal einen Brief von Pestalozzis bekanntem Mitarbeiter Joh. Niederer an der Schulkonferenz von Frauenfeld vorgelesen. Der Inhalt wurde aber «als zu gelehrt ... bey Einrichtung der Landschulen» abgelehnt. Darüber berichtet der Klosterbruder Meinrad Kerler aus Kreuzlingen in einem Brief an Niederer vom 1. Oktober 1807; vgl. Hch. Morf, Zur Biographie Pestalozzis (Winterthur 1889, Bd. 4, S.146, sowie die Handschrift Ms. Pestal. 57 der Zentralbibliothek Zürich, S. 26 ff., mit der Kopie von Kerlers Brief).

<sup>30</sup> Vgl. Hans Schulthess, Das Geschlecht der Faesi von Zürich 1532–1932 (Faesi-Festschrift, S. 9).

<sup>31</sup> Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. III (Frauenfeld 1913), S. 502.

<sup>32</sup> Am 2. September 1863 war der Bruder Conrad gestorben.

alt, gewesener königlich niederländischer Generalkonsul bei der Eidgenossenschaft. So viel weisst Du wohl vom Hörensagen, dass er seit mehr als 30, vielleicht 40 Jahren keine Verbindung noch Verkehr mit seinen Geschwistern unterhielt. Dennoch erhielt ich am letzten Sonntag, dem ersten Weihnachtstag, durch einen Notar Wildbolz die Anzeige, dass mein Bruder im Sterben sei, wenn ich ihn allenfalls noch besuchen wolle; doch habe er keinen Auftrag, mir diese Mittheilung zu machen. Zwei Tage nachher kam die telegraphische Nachricht, dass er Dienstags, den 27., in der Frühe gestorben sei und heute, Donnerstag, um 11 Uhr, beerdigt werde, und zwar ‘ganz einfach, ohne allen Prunk.’«

*Carl*, der älteste Sohn aus zweiter Ehe, war 1793 in Galizien auf die Welt gekommen. Er wurde Theologe und musste für einen erkrankten Pfarrer an der Waisenhauskirche in Zürich predigen. Über den Erfolg des jungen Geistlichen äusserte sich Dr. J.J. Stoltz folgendermassen: »Seit Lavater’s Zeiten machte kein Prediger zu Zürich eine so ausserordentliche Sensation als in den ersten sieben Monaten von 1815 ein Jüngling, der eben erst in das 22. Jahr seines Alters getreten war. Dieser Jüngling, ein Alumnus ohne alle Familienverhältnisse, die ihn hätten heben können, übernahm während der angegebenen Zeit die Predigtstunden des ordentlichen Lehrers, den eine Krankheit abhält, sein Amt selbst wahrzunehmen, und gab durch seine Vorträge dem Kirchenbesuch einen ungewöhnlichen Schwung. Viele, die zum Theil seit Jahren nie in einer Kirche waren gesehen worden, versäumten nun keine seiner Predigten und luden Jedermann ein, ihn zu hören; in den vornehmsten Gesellschaftskreisen ward von dem jungen Manne gesprochen; die zu Zürich versammelten Mitglieder der Tagsatzung, die Gesandten der fremden Mächte wurden aufmerksam auf ihn gemacht; man beeiferte sich von allen Seiten, ihm Merkmale der thätlichen Theilnehmung an seinem Schicksale zu geben; er ward von seinem Publikum, das er sich selbst geschaffen hatte, auf die ausgezeichnete und schmeichelhafteste Weise ermuntert, auf der rühmlich betretenen Bahn munter fortzuwandeln.«<sup>33</sup>

Die Predigten atmen den Geist der Aufklärung: »Moralische Religion und religiöse Moral« seien das Ziel, wie in der Einleitung des Predigtbandes zu lesen ist, der im folgenden Jahr im Druck

<sup>33</sup> Rezension der 1816 im Druck erschienenen Predigten, zitiert nach Carl Fäsis Biographie von Felix von Orelli (20. Njbl. zum Besten des Waisenhauses Zürich für 1857), S. 5.

erschien. Der junge Mann kennt die den Menschen bedrohenden Gefahren und weiss sie mit Beredsamkeit zu schildern. In den folgenden Sätzen scheint das Schicksal der Familie anzuklingen: »Zu sparsamen, enthaltsamen und keuschen Menschen wollen viele nicht durch sich selbst, sie wollen es durch gewisse künftige Lebensverhältnisse und Verbindungen werden; von selbst hoffen sie, Ruhe vor ihren tobenden Leidenschaften zu finden, wenn einmahl das Feuer der Jugend, das jetzt ihre Adern entflammt, von der Reife der Jahre gedämpft sey, wenn sie einmahl von der ehelichen Liebe ganz davon abgezogen werden. Ihr Betrogenen, die Ihr so denkt, wird Euch nicht der Strom Eurer Leidenschaften immer weiter reissen, nicht immer unaufhaltsamer und mächtiger werden, wenn Ihr ihm nicht schon in der Vergangenheit einen Damm gesetzt?«<sup>34</sup> Und er schildert, wie der Schuldige nicht nur sich selber, sondern auch seine Angehörigen unglücklich macht: »Ist er Familienvater, so kann seine Bestrafung eine weinende Gattin, verlassne Kinder und den jammernden Säugling in die hülfflosen Umstände versetzen. Denn sein Leben und öffentliches Wirken ist vielleicht die Bedingung, an welcher das Daseyn oder wenigstens das glückliche Daseyn von mehrern an und für sich selbst unvermögenden und verlassenen Geschöpfen hängt.«<sup>35</sup>

Wer möchte es dem Jüngling verdenken, wenn er nach einer an Entbehrungen reichen Jugend in fremden Landen von seiner früheren Not und seinem gegenwärtigen Glück in beinah überschwänglichen Worten spricht: »Ich, der ich ursprünglich für ein ganz anderes Land geboren schien, ich, der ich noch vor neun Jahren durch Berge und Thäler, durch Flüsse und Seen, durch Ebenen und Flächen von meinem Vaterlande getrennt, nicht die mindeste Hoffnung hatte, jemahls die Rechte meiner Geburt geltend zu machen, und jetzt am glücklich erreichten Ziel einer Laufbahn mich erblicke.«<sup>36</sup> Mit überströmendem Dank wendet er sich an den »Herrn und Regierer seiner Schicksale«: »Du warst es, es ist deine unendliche Güte, die mich schon zwey Mahl als Kind und Knaben bey sehr ansehnlichen Orts- und Landesveränderungen mit dem schirmenden Flügel einer väterlichen Obhuth bedeckte.«

<sup>34</sup> C.W.Fäsi: Predigten, gehalten in den sieben ersten Monathen des Jahres 1815 in der Kirche des zürcherischen Waisenhauses (Zürich 1816), S. 18.

<sup>35</sup> A.a.O., S. 34.

<sup>36</sup> A.a.O., S. 446.

Mit einer Emphase, wie sie dem Zürcher unserer Tage eher fremd ist, wendet er sich an seine Stadt: »Du theures Zürich! ... Empfange du, geliebte Vaterstadt, empfange in dieser feyerlichsten Stunde meines jugendlichen Lebens die Versicherungen der aufrichtigsten Ergebenheit und Anhänglichkeit an dich und deine Bewohner und den Eid der unverbrüchlichsten Treue und Liebe... Du hast mich, für den die besten Eltern mit aller Anstrengung nicht hinlänglich zu sorgen im Stande waren, mit der rührenden Zärtlichkeit einer mütterlich besorgten Freundinn und Verpflegerinn liebreich in deinen Schooss aufgenommen und den der Hülfe und Unterstützung im höchsten Grade Bedürftigen auf's verdankenswürdigste mit allem Wünschenswerthen versehen.«

Und mit beinah klopstockschem Pathos schliesst er seine Abschiedspredigt vom 30. Juli 1815: »Lass, o lass uns einst dann, wann die vorübergehenden Verhältnisse der Erde schon längst werden aufgehört haben, nach Jahrhunderten und Jahrtausenden noch mit Wonne auf diese Monathe, Tage und Stunden unsrer religiösen Gemeinschaft zurückblicken.«<sup>37</sup>

Trotz »beschränkten Familienverhältnissen« entschloss sich Carl Fäsi, zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig zu ziehen. Ende 1816 nahm er eine Stelle als Prediger der evangelischen Gemeinde helvetischer Konfession in Wien an.<sup>38</sup> Hier erlebte er nach kurzer Ehe das Lessingschicksal: Frau und Kind wurden ihm bei dessen Geburt genommen (1822). 1829 kehrte er in die Vaterstadt zurück, um hier als Prediger am St. Peter zu wirken. Seine Mutter hatte bei ihm in Wien geweilt und folgte ihrem Erstgeborenen und dessen zweiter Gattin ins Pfarrhaus auf der Peterhofstatt.

Der 1796 ebenfalls in Galizien geborene Sohn *Ulrich* wählte auch den Pfarrerberuf. Nach dem theologischen Abschluss sattelte er jedoch um und reiste nach Deutschland, um Altphilologie zu studieren, und zwar wie sein Bruder zuerst nach Leipzig. Später zog er an die Universität Berlin. Mit besonderer Liebe widmete er sich der Erforschung der hebräischen Sprache. Diese Bemühungen sollten ihm 1835 den Basler Ehrendoktor eintragen.

Aus Berlin schrieb Ulrich am 4. und 7. Januar 1823 seinen Eltern von seinen Eindrücken in der preussischen Kapitale, kam dann aber

<sup>37</sup> A.a.O., S. 448, 467 f., 471.

<sup>38</sup> In der ersten Pestalozziausgabe («Pestalozzi's Sämmtliche Schriften», Bd. 7, Stuttgart 1821) steht auf der Liste der Subskribenten: «Fäsi, Pastor in Wien».

ausführlich auf sein Studium zu sprechen. Der ehemalige Theologe konnte es sich nicht versagen, auch bei dem berühmten Schleiermacher Vorlesungen zu besuchen: »Schleiermacher gefällt mir sowohl in seinen Collegien über Christliche Moral und Exegese (Briefe an die Thessalonicher, an Titus und die Galater) ausserordentlich wohl und täglich mehr als auch in seinen Predigten. Von dem, was gewöhnlich zu den Erfordernissen eines guten Kanzelredners gerechnet wird, wie blühende Sprache, pathetische Darstellung, schöne Bilder und dergleichen, hat und sucht er freylich gar nichts; er will nur überzeugen und belehren; aber diess thut er denn auch mit solcher Schärfe und Tiefe der Begriffe, solcher Kraft der Wahrheit und dabey mit solchem Reichthum an echt christlicher Liebe, dass er immer auch den tiefsten Eindruck auf's Herz macht. Ich freue mich sehr, dass er mir auf einen kleinen Brief Karls hin die Erlaubniss gab, ihn alle 14 Tage Sonnabends, wenn er am folgenden Tage erst um 9 Uhr zu predigen hat, im Familienkreise zu besuchen. Es sind da immer gegen 12 seiner Schüler und jüngern Freunde von 8 bis gegen 11 Uhr auf Thee und Abendbrot in sehr ungezwungenem Verein bey einander. Ähnliche Gesellschaften haben hier mehrere Professoren, zum Beispiel auch Böckh<sup>39</sup>, zu dem ich alle 14 Tage zu gehen pflege. Von Schleiermachers Predigten relatire ich gewöhnlich Karln ziemlich ausführlich; Ihnen mehr davon mitzutheilen, gestattet mir der Raum nicht. Leben Sie wohl, meine Theuersten, und lassen Sie mich ja nicht zu lange auf Nachrichten von Ihnen harren. Zu Ihrem bevorstehenden Geburtstage, theurer Papa, der Ihnen recht froh erscheinen und verfliessen möge, gedenken Sie wie immer alle in Liebe Ihres ewigtreuen und dankbaren Ulrich.«

Der Vater hatte die Genugtuung, dass im Frühling des gleichen Jahres 1823, das für ihn selber so unerfreulich enden sollte, dem noch in Berlin weilenden Sohn die hebräische Professur am Zürcher Gymnasium übertragen wurde. Der junge Gelehrte hatte hier eine

<sup>39</sup> August Böckh (1785–1867) war seit 1811 Professor des Griechischen in Berlin. Er interessierte sich für die gesamte griechische Kultur und stand deshalb in scharfem Gegensatz zu Prof. Gottfried Hermann (1772–1848) in Leipzig, der sich auf das Sprachlich-Textkritische beschränkte. Ulrich Fäsi hatte auch bei diesem studiert und in einem Brief vom 2. Juli 1821 den Eltern geschrieben: «Hermann ist mein Held und Idol, Scharfsinn, umfassende Gelehrsamkeit, Behuthsamkeit und rastloses Fortstreben bis zum Wahren oder in jedem gegebenen Falle Wahrscheinlichsten sind bey ihm mit dem lebendigsten und ergrifendsten Vortrage verbunden.»

dankbare Aufgabe, war doch gerade dieses Fach in letzter Zeit sehr vernachlässigt worden. »Das verkommene Hebräisch war (durch Fäsis Berufung) wieder in Theorie und Praxis in die Ehre eines unerlässlichen Faches der theologischen Bildung eingesetzt.«<sup>40</sup>

Im Jahre 1831 wurde dann Ulrich Fäsi der Unterricht in Latein und Griechisch übertragen, und gleichzeitig übernahm er als Zweitjüngster seiner Kollegen das Rektorat. Auch nach der Gründung der Kantonsschule 1833 war ihm während vieler Jahre die Leitung anvertraut.<sup>41</sup> Dies sowie die Verleihung des Doktordiploms honoris causa hat sein Vater allerdings nicht mehr erlebt. Professor Fäsi ist später besonders bekannt geworden durch Schulausgaben der Werke Homers.<sup>42</sup>

Es bleibt noch ein Wort über die beiden jüngsten Söhne zu sagen. *Conrad* (geb. 1807), der im zartesten Alter die grosse Reise von Ungarn nach der Schweiz hatte mitmachen müssen, studierte ebenfalls Theologie. Er wirkte eine Zeitlang als Katechet in Leimbach und amtete vorübergehend auch in Wiedikon sowie als Vikar in der Pfarrei seines Grossvaters in Thalwil. In Wald hielt er sich ebenfalls einige Zeit auf. Auch in Zürich hat er gelegentlich gepredigt;<sup>43</sup> doch scheint ihm ein dauernder Erfolg versagt geblieben zu sein, so dass er schliesslich als Privatlehrer in der Stadt wirkte.

Der 1811 in St. Margrethen geborene *Gottlieb* war zuerst als Seilerlehrling in Aarau tätig. Dann sattelte er um und wurde Bezirksrats-schreiber. Schliesslich gelangte er zur Würde eines Statthalters des Bezirks Zürich. Er war mit Regula Kitt verheiratet, hatte aber keine Nachkommen.<sup>44</sup>

<sup>40</sup> Salomon Vögelin, Zur Erinnerung an Dr. J.U. Fäsi, Professor und Rector am Zürcherischen Gymnasium, S. 7. Diese ohne Angabe von Jahr und Verlag erschienene Schrift ist grösstenteils eine Wiederholung der vom gleichen Verfasser stammenden Biographie im Neujahrsblatt des Waisenhauses von 1870; doch werden hier Fäsis Beziehungen zum Gymnasium und seine wissenschaftlich-literarische Tätigkeit ausführlicher gewürdigt.

<sup>41</sup> Fäsi wirkte nach dieser Neuordnung als Rektor des Gymnasiums in den Jahren 1833–1835, 1843–1845 und 1855–1865; vgl. Die Mittelschulen in Zürich und Winterthur 1833–1933, Festschrift zur Jahrhundertfeier, hg. vom Erziehungsrat des Kts. Zürich, bearbeitet von Fritz Hunziker (Zürich 1933), S. 313.

<sup>42</sup> Die «Odyssee» erschien in Berlin 1849/50, die «Ilias» 1851.

<sup>43</sup> Bruder Ulrich schrieb am 28. Juli 1842 seiner Frau: «Am Sonntag war ich zwei Mahl in der Kirche, am Morgen Herr Usteri im Grossmünster, am Abend Konrad im Peter; er predigte recht brav über die Kinderzucht, und die wenigen Zuhörer hatten gewiss alle Ursache zufrieden zu sein.»

<sup>44</sup> Ein kurzer Hinweis sei den Nachkommen Pfr. Heinrich Fäsis gewidmet. *David*

## 7. Das Ende

Professor Ulrich Fäsi rüstete zur Hochzeit, war er doch nun seit sieben Jahren Lehrer am Gymnasium und verlobt mit der Tochter einer wohlhabenden Familie in Winterthur. Um den Angehörigen seiner Braut Barbara Hanhart entgegenzukommen, wählte man einen Ort zwischen Zürich und Winterthur und beschloss, das Fest am 4. Mai 1830 in Kloten zu feiern. In den Brautbriefen ist von den Vorbereitungen zu diesem freudigen Anlass die Rede. »Natürlich meine Brüder David und Gottlieb werden dann auch hier übernachtbleiben und also das Pfarrhaus in Beschlag nehmen«, schrieb der Bräutigam am 5. April nach Winterthur. Und der Vater?

Es muss Heinrich Fäsi nach der Heimat gezogen haben; denn er verliess Augsburg und gelangte auf seiner Reise bis Konstanz. In dieser Stadt, so nahe seiner ersten Gemeinde Scherzingen, hatte er sich schon kurz nach dem traurigen Ende seines frühen Wirkens eine Zeitlang aufgehalten.<sup>45</sup> Wann der Greis am Bodensee eintraf, konnte nicht ermittelt werden. Es ist kaum anzunehmen, dass er beabsichtigte, an der Hochzeit des Sohnes teilzunehmen. In den Brautbriefen wird des Vaters nirgends gedacht, und er selber wünschte wohl, das Peinliche einer solchen Begegnung zu vermeiden.

Unmittelbar nach dem Festtag in Kloten hielt der Tod seinen Ein-

hadte 2 Töchter und einen Sohn namens David, der Mechaniker wurde und später nach Philadelphia auswanderte (Zch. Bürgeretat 1868, S. 71). Konsul *Heinrich Fäsi-von Willading* blieb kinderlos. *Carl* hatte 3 Töchter, die ledig starben, und 2 Söhne, von denen der eine, Carl, am 8. August 1836 beim Baden im Zürichsee ertrank. Der Vater kam fast nicht über diesen Verlust hinweg und sprach noch am eigenen Todestage, ebenfalls einem 8. August, von diesem Schicksalsschlag. Der andere Sohn, Sigmund, wurde der letzte Pfarrer des Theologengeschlechts. Er wirkte zuerst in Wila im Tösstal und nachher in Seuzach. Seine Ehe blieb kinderlos. Er starb 1898. *Conrad* blieb unverheiratet, ebenso die Tochter *Nanette*. Diese lebte nach den in St. Margrethen und Rheineck verbrachten Kinderjahren in Zürich, eine Zeitlang auch in Hinwil und erschien später hie und da aus dem württembergischen Wilhelmsdorf, wo sie vielleicht in einer der verschiedenen Anstalten der Brüdergemeinde wirkte. Früh bewarb sie sich um Aufnahme in die Pfrundanstalt St. Leonhard; vgl. Brief Rektor Fäsis an seinen Sohn Adolf vom 6. März 1864. Die einzigen bekannten Nachkommen der Familie stammen von Prof. *Ulrich Fäsi* ab. Von seinen beiden Söhnen besass Hermann die Buchhandlung Fäsi & Beer auf der Peterhofstatt; Adolf wählte das Bankfach und wurde 1873 Direktor der Bank Leu in Zürich. Ihre zahlreiche Nachkommenschaft trägt heute meist nicht mehr den alten Zürcher Namen.

<sup>45</sup> Kuratli, S. 84, sowie Lengyel, S. 14, und Jakob Greuter, Geschichte der evangel. Kirchgemeinde Scherzingen-Bottighofen (Frauenfeld 1963), S. 45.

zug in der Familie. Im »Todten-Buch« von Konstanz findet sich folgender Eintrag: »Am fünften Mai eintausendachthundertdreissig, Nachmittags ein Uhr, starb dahier in einem Alter von 75 Jahren und wurde den siebenten, Abends sieben Uhr begraben: Herr *Johann Heinrich Faesi*, gewesener Bürger der Stadt Zürich und resignirter evangelisch-reformierter Pfarrer von St. Margarethen im Rheintal, Kanton St. Gallen. Beurkundungszeugen waren: 1. Leonhard Egly, Messmer bey der evangelischen Kirche dahier, 2. Conrad Baeseli, Schreinermeister, dahier. Constanz, 7. Mai 1830.«<sup>46</sup>

Dieser Bericht lässt auf ein sehr kümmерliches Begräbnis schliessen, bei dem vielleicht Angehörige nicht einmal zugegen waren und dem Kirchendiener sowie dem mutmasslichen Sarglieferanten die Rolle der Zeugen zufiel.

Ein an Wechselfällen überaus reiches Leben war zu Ende gegangen. Gute Begabung und hingebendes Wirken kennzeichnen Fäsis Persönlichkeit. Getreu der Tradition seiner Familie hatte er dem Worte Gottes gedient und gleichzeitig das Pestalozzische Anliegen der Schule hochgehalten. Nach mehr als einem Jahrhundert gedachte man in Galizien noch dankbar seiner Verdienste, und erst recht war ihm in Ungarn ein segensreiches Wirken vergönnt gewesen. Dasselbe dürfen wir wohl von der Tätigkeit in Azmoos und St. Margrethen sagen, wenn man von der Missstimmung der letzten Rheintaler Zeit absieht. Die starke, aber offenbar nicht ganz ungebrochene, eher im Zeichen der Nerven stehende Vitalität hatte den Spross aus alter Familie in jungen Jahren straucheln lassen und einen Schatten aufs ganze Leben geworfen. Im »Aktenbuch der christlich reformierten Pfarrgemeinde Scherzingen und Oberhofen im Thurgau« steht am Anfang als Motto von Fäsi Hand das Pauluswort: »Von einem Haushälter wird nichts mehreres erfodert, als dass er treu erfunden werde.« Wenn auch dieses Zitat für die Jahre im Thurgau nicht gerade passt, so kann man es als Motto des ganzen Lebens schon eher gelten lassen. In Fäsis gesammelten Predigten ist auch eine der Gnade gewidmet<sup>47</sup>, deren wir ja alle bedürfen.

<sup>46</sup> Totenbuch der evangel. Kirchengemeinde Konstanz, 1830, Nr. 6.

<sup>47</sup> Predigten über wichtige Gegenstände aus der Offenbarung oder auf alle Feste, welche die Christen gemein haben (Bregenz 1791), S. 245 ff. In der Vorrede nimmt der Verfasser Bezug auf eine frühere Publikation (»Predigten über verschiedene Gegenstände aus der Natur«): »Zeitig wag ichs zum zweyten Mal als Akteur auf dem Theater der theologischen Lesewelt aufzutreten, ehe ich weiss, wie ich meine erste Rolle gespielt habe« (S. VII).